

Mike Markart
Ich halte mir diesen Brief
wie einen Hund
Roman





www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz, September 2014

literatur nr. 42

Layout und Satz: textzentrum graz

Covergestaltung: Tom Markart


Autorenfoto: Heide Mlekuz

ISBN 978-3-902901-48-4



Gedruckt nach der Richtlinie des
Österreichischen Umweltzeichens
„Druckerzeugnisse“,
Druckerei Theiss GmbH, Nr. 869



 kultur steiermark

GRAZ
KULTUR

Mike Markart

Ich halte mir diesen Brief wie einen Hund

Roman

Ich beobachte die Welt lange genug, um in aller Bescheidenheit behaupten zu können, von all ihren Bewohnern einer der normalsten zu sein. Dennoch: Ein seltsames Wesen begleitet meine Familie seit Generationen.

Eine kleine Frau.

Sie kommt und geht, lebt einmal da, einmal dort und keiner kann das Muster ihres Auftauchens und ihres Verschwindens benennen und vorhersehen.

Sie scheint aber zumindest aus dem 17. Jahrhundert zu stammen, denn aus dieser Zeit gibt es, die Familienlinie meiner Mutter betreffend, eine ständig wachsende Sammlung von Familienrezepten, die von Generation zu Generation weitergegeben und in welcher auch von ihr, von diesem Phänomen berichtet wird.

Wenn auch in den ersten zweihundert Jahren nur am Rande.

Natürlich kann die kleine Frau aber auch lange davor schon seltsames, bleibendes Mitglied unserer Familie gewesen sein. Zurückreichen bis zum Ursprung, bis zu jenem Menschen also, welcher den Anfang unserer Familie darstellte.

Wann und wo immer das auch gewesen war.

In den letzten Generationen hat sich das Bild der kleinen Frau, wie wir sie heute nennen, zunehmend vertieft. Die Berichte sie betreffend haben immer mehr Raum in der Rezeptsammlung eingenommen. Und die Einträge der letzten 70 Jahre lesen sich wie eine Chronik über die kleine Frau, angereichert mit der einen oder anderen kulinarischen Notiz.

Der Zufall wollte es so, dass diese Chronik nun seit einigen Jahren von meiner Mutter verwaltet wird. Sie bekam sie von einer Verwandten, an welche ich die Erinnerung verloren habe und welche die Chronik aus gesundheitlichen Gründen an meine Mutter weitergegeben hatte. Ich selbst bin nicht ganz ohne Hoffnung, sie einmal zu übernehmen. Denn mit der Kulinarik bin ich leidenschaftlich verbunden, und diese große Familienschrift einmal verwalten zu dürfen, vielleicht sogar bis zum Ende meines Lebens, wäre eine Ehre für mich, die natürlich weit über die aufgeschriebenen Rezepte hinausreichte.

Die Rezepte kenne ich inzwischen ohnehin beinahe auswendig, weil ich, wenn ich meine Eltern besuche, in der Chronik lese, lerne und staune. Und die Chronik zu kopieren und binden zu lassen stellt einen so geringen Aufwand dar, dass ich mich damit nicht einmal beeilen muss.

Meine Mutter sprach auch früher, als ich noch ein Kind war, immer wieder über die Chronik, darüber, dass es so etwas in unserer Familie gibt.

Ich konnte mir aber wenig darunter vorstellen.

Meine Mutter erzählte auch von der kleinen Frau, die unsere Familie begleiten soll.

Eine Generation nach der anderen. Dafür aber fehlte mir erst recht die Vorstellung.

Als meine Mutter nun vor einigen Jahren zur Verwalterin der Familienchronik wurde, begann ich, mich für die Rezepte zu interessieren.

Die aufgeschriebenen Kochideen.

Ich absolvierte als Jugendlicher eine Ausbildung, die am Rande mit Kochen zu tun hatte. Und auch wenn ich diesen Beruf schon lange nicht mehr ausübe, ist das Interesse dafür geblieben.

Meine Mutter hatte sofort damit begonnen, die Kochideen aus vergangenen Jahrhunderten an meinem Vater, meinen Geschwistern und mir auszuprobieren.

Vor wenigen Wochen, Mitte Dezember, überraschte sie uns mit einer köstlichen Fenchelsuppe aus dem Jahr 1662, einem der ältesten Rezepte in den Aufzeichnungen.

Den losen Blättern.

Meine Mutter ist von großer Genauigkeit beim Nachkochen der Rezepte von damals.

Und sie lässt sich nicht beirren.

Sie nimmt keine Abkürzungen, wenn es zum Beispiel darum geht, eine Brühe vom Kapaun herzustellen, wenn das Rezept danach verlangt. Genau das hatte sie für die Fenchelsuppe zu tun. Und obwohl die Brühe nur geringer Teil des Ganzen war, gerade einmal ein Schöpfer davon zu den anderen Zutaten musste, kochte meine Mutter ruhig, konzentriert und vor allem stundenlang die vom Rezept eingeforderte Brühe vom kastrierten Hahn, was ja ein aufwändiger, viel Vorbereitung und Sorgfalt verlangender Prozess ist.

Die fertige Fenchelsuppe, die meine Mutter uns vorsetzte, war angereichert mit überraschenden Düften und Geschmäckern.

Sie wirkte leicht.

Erzählte anfangs, als sie aufgetragen wurde und bevor man mit dem Löffel in sie eintauchte, von Rosenwasser.

Ein wenig von Zimt.

Fantastisch.

Als der Löffel jedoch zum ersten Mal untertauchte, versank er in einem reichhaltigen, undurchsichtigen See. Ich führte den Löffel zum Mund und schmeckte Ei.

Limettensaft.

Dann wieder fischte ich ein paar Pinienkerne aus dem Teller, ließ sie in den Mund gleiten, und ihr süßlich-nussiger, weicher Geschmack legte sich auf die fein geschnittenen Fenchelstücke und ging als perfektes Zusammenspiel in mich hinein.

Meine Mutter kann zaubern.

Wenn ich bei meinen Eltern in der Chronik blättere, lese ich auch die Einträge über die kleine Frau. Die flüchtigen Notizen über sie.

Die dennoch ausreichen, um sie über die Jahrhunderte in der Chronik am Leben zu erhalten. Das was ich lese, ist mir nicht unbedingt neu. Die Erzählungen meiner Mutter während meiner Kindheit sind der Niederschrift zugekommen. Und wie damals schmünzle ich über das Auftauchen, Anwesendsein und das Verschwinden des kleinen Wesens mit den kurzen schwarzen Haaren. Denn natürlich gehe ich davon aus, dass jene Vorfahren, von welchen die Einträge stammen, sich in Zeiten des Aberglaubens, in Verbindung mit den unendlich langen, dunklen Abenden, einiges zusammengespinnen haben.

Über die kleine Frau.

Und auch sonst.

Nur in Bezug auf die Rezepte vertraue ich ihnen.

Wenn ich ein Rezept lese, weiß ich, ob es funktioniert, auch wenn seine Zutaten, die geforderten Zubereitungsschritte noch so ungewöhnlich sein mögen.

Ich lese und rieche und schmecke.

Meine Mutter hat immer nur beteuert, sie habe von der kleinen Frau gehört. Sie hat niemals behauptet, sie auch gesehen zu haben.

Und auch jetzt sieht sich meine Mutter einzig als die Verwalterin der Rezepte. Es ist immer auch ihr großer Traum gewesen, einmal mit dieser Verantwortung betraut zu wer-

den. Und die Aufgabe zu haben, eigene Familienrezepte einzutragen in die Chronik.

Ich blättere, lese die Notizen zwischen den Rezepten und frage meine Mutter. Nein, sagt sie, die kleine Frau habe ich nie gesehen. Damals nicht in meinem Elternhaus. Und auch bei Verwandtenbesuchen nicht.

Reden meine Mutter und ich über die Chronik und über die kleine Frau, verlässt mein Vater das Zimmer und hört Musik.

Die Chronik ist der Auftrag meiner Mutter.

Das respektiert er.

Inzwischen ist der Winter außer Landes gezogen. Draußen scheint die Sonne, die hellen Blätter der Bäume bewegen sich sanft. Meine Rosmarinpflanzen sind schon wieder nicht über die dunklen Monate gekommen. Gieße ich sie zu viel oder zu wenig? Stehen sie zu hell, zu dunkel, zu warm? Das macht mich noch verrückt.

Ich öffne die Fensterflügel, um die warme Frühlingsluft in die kalten Räume zu holen, stütze mich mit beiden Händen am Fensterbrett auf und atme einige Male tief durch, da sehe ich aus den Augenwinkeln, wie die kleine Frau unter meinem Kasten hervorflitzt, mich erblickt, vor Schreck kurz stehen bleibt, nur einen winzigen Augenblick, dann an der Wand entlangläuft, geschickt an den Stuhlbeinen vorbeimanövriert und in einem kleinen Spalt hinter den Regalen, in welchen ich tausende Bücher horte, verschwindet.

Über die Bücher habe ich immer gedacht, sie würden mich leicht machen, beweglich. Bereit für die Weite der Welt und ihre Herausforderungen. Ich habe immer gedacht, sie würden mir Fragen beantworten.

Inzwischen weiß ich aber, dass sie ein Anker sind, der verhindert, dass ich eine leichte Brise in meine Segel fülle und mich endlich davonmache. Einfach weil ein warmer Sonnenstrahl in mein Haar fährt und mir eben danach ist. Oder aber weil es mir reicht, dass meine Rosmarinpflanzen nie über den Winter kommen.

In meinem Leben geht das Gefühl für Zeit zurück ins Jahr 1906. In diesem Jahr wurde meine Großmutter geboren. Niemand der mir bekannten Angehörigen hatte ein früheres Geburtsdatum. Erzählte sie aus ihrem Leben, nahm ich es als Kind auf als Teil meines eigenen Lebens. Erzählten meine Großeltern aber von ihren eigenen Vorfahren, welche vor meiner Zeit gestorben waren, hörte und verstand ich zwar, was sie mir sagten. Aber es blieb mir fremd.

Die kleine Frau ist also wieder verschwunden. Ich hocke mich nur einen Schritt vom Regal entfernt auf den Boden und fixiere jenen Punkt, an welchem die kleine Frau sich meinen Blicken entzogen hat.

Ich warte minutenlang.

Dann schlafen mir die Beine ein, ich stehe also auf, ziehe einen Sessel heran und setze mich. Ohne jemals den Punkt, an dem die kleine Frau hinter den Regalen verschwunden ist, auch nur einen Augenblick aus den Augen zu lassen.

Ich sitze stundenlang.

Die kleine Frau lässt sich aber nicht mehr blicken.

Ich stelle den Sessel zurück an seinen Platz und schließe das Fenster. Dann verlasse ich die Wohnung und fahre zu meinen Eltern. Ich habe kein Gehör für das, was sie mir erzählen, sondern nehme die Aufzeichnungen an mich und beginne zu lesen.

Nicht die Rezepte. Sondern die Einträge über die kleine Frau. Ganz aufmerksam.

Und so, als wären sie auf einmal wahr.

Ich begreife während des Lesens, dass viele der mit dem Aufschreiben betrauten Personen der kleinen Frau niemals begegnet sind, dass sie nur fortgeschrieben haben, was sie schon von vorangegangenen Generationen gehört und den Aufzeichnungen entnommen hatten. Manche Einträge lesen sich nämlich wie die Schilderungen meiner Mutter. Dazwischen allerdings lese ich Notizen, welche so lebendig und anders sind, dass ich annehme, hinter ihnen verbergen sich wirkliche Begegnungen.

In meiner Wohnung angekommen, verhalte ich mich ganz normal.

So als hätte ich die kleine Frau niemals gesehen.

Ich kann mir ja nichts davon versprechen, wenn ich nun Tage oder sogar Wochen damit verbringe, zu sitzen und zu schauen.

Die Regale anzustarren.

Mit den Tagen schwindet das Bild des kleinen Wesens wieder und ich frage mich, ob es nicht vielleicht etwas anderes gewesen ist, was ich durchs Zimmer habe sausen sehen.

Eine Maus vielleicht. Oder, und der Gedanke macht mir keine Freude, eine Ratte.

Ich gehe an die Regale, knie mich hin und rieche.

Mache tiefe Züge.

Es riecht allerdings nicht nach Maus. Nach Ratte schon gar nicht.

Ich bin beruhigt.

Einige Zeit später sitze ich beim Frühstück. Ich habe mir zwei Scheiben Weißbrot aufgeschnitten und mit gekochtem Schinken belegt. Dazu trinke ich schwarzen Tee. Mit ganz wenig Milch.

Normalerweise frühstücke ich nicht.

Nur, wenn ich verreise.

Ich wasche mein Geschirr ab, bevor ich die Wohnung mit kleinem Gepäck verlasse. Alles was ich brauche, findet in einem Rucksack Platz.

Mit dem Zug fahre ich in den Süden.

Ich lehne mich zurück, schaue aus dem Fenster und lasse die Landschaft an mir vorüberziehen. Der strahlend blaue Himmel, den es bei meiner Abfahrt gegeben hat, trübt sich immer mehr ein. Als ich wenige Stunden später bereits außer Landes bin, ziehen erste dunkle Wolken heran. An ihrer Geschwindigkeit und an den wilden Bewegungen der Bäume kann ich sehen, dass Wind aufkommt.

Ein paar Stunden später habe ich mein Ziel beinahe erreicht.

Es regnet heftig.

Ich nehme meinen Rucksack und stelle mich rechtzeitig an die Tür. Der Zug hält und ich steige aus. Ich habe nichts, um mich vor dem Regen zu schützen.

Mir macht Regen aber nichts.

Im Gegenteil.

Ich gelange zu Fuß zur Anlegestelle. Das alte Fischerboot, das ich für meine Ausfahrten nutze, liegt erwartungsgemäß bereit.

Ich bringe meinen Rucksack unter Deck und lege ab.

Es regnet noch immer.

Und es hat nicht den Anschein, als würde das Wetter sich in absehbarer Zeit ändern. Das Meer ist aber ruhig und die vielen Farben Grau sind wunderbar.

Ich genieße es, hineinzufahren ins Überraschende.

Ich führe das Steuerrad ruhig und entferne mich wie immer nicht allzu weit von der Küste.

Der erste Morgen auf See. Ich frühstücke natürlich nicht. Ich hole den Anker ein und fahre direkt in die Wand aus Regen und Nebel.

Ganz wenig Wind kommt auf. Ich entschieße mich aber, mir keine Sorgen zu machen und einige Zeit in Richtung offenes Meer zu steuern.

Ich muss atmen.

Deswegen bin ich hier.

Bald ändert sich die Wettersituation jedoch schlagartig. Ich habe ganz anderes aus dem Regen, dem Nebel gelesen und bin nun damit konfrontiert, dass der Wind mit aller Kraft ins Wasser greift, dieses hebt und schüttelt. Das Boot reitet auf den Wellen, doch dann stößt der Wind ans Holz. Zerrt und drückt.

Es knarrt.

Das Steuerrad ist kaum zu bändigen. Der Regen geht jetzt beinahe waagrecht.

Ich investiere mein ganzes Gewicht, um den Kurs, nun vernünftigerweise Richtung Küste, annähernd zu halten.

Ich kämpfe genauso verzweifelt wie sinnlos an gegen die Gewalt des Unwetters.

Ich rutsche aus, gehe in die Knie und einer der Knüppel des herumwirbelnden Steuerrades trifft mich am Hinterkopf.

Schwarze Sterne ziehen vor meine Augen und ich weiß, dass ich den Schlaf, die Ohnmacht nicht werde verhindern können.

Ich bin also in Bedrängnis, denke ich noch, ich bin im Begriff, in den Schlaf zu sinken und werde das Schiff den meterhohen Wellen und dem Wind überlassen müssen.

Und mein Leben auch.

In diesem Moment sehe ich die kleine Frau, die ganz nah vor meinem am Boden liegenden Kopf steht, mich verängstigt und verstört anblickt.

Sie fasst sich jedoch sofort und springt ansatzlos ins Steuerrad.

Sie wirbelt zuerst so schnell herum, dass sie gar nicht mehr zu sehen ist.

Irgendwie gelingt es ihr aber, das Steuerrad zu bändigen und das Schiff auf Kurs zu bringen, auf Kurs zu halten.

Mit einem Arm klammert sie sich am Steuerrad fest, den anderen Arm streckt sie hoch gegen den Himmel, einer Siegespose nicht unähnlich. Die Hand hat sie zu einer winzigen Faust geballt, das sehe ich noch. Doch dann galoppieren mir schwarze Reiter ins Bild und es wird augenblicklich dunkel.